

Vorwort

Mittelalterliche Wehrtürme, romantische Zwiebeltürmchen oder die modernen Bauten junger Gemeinden: Die Türme der vielen Dorfkirchen in der Region sind weithin sichtbar und prägen die Landschaft an Neckar und Steinlach, im Ammertal und auf der Schwäbischen Alb. Die Kirche im Dorf war und ist oft Mittelpunkt und Wahrzeichen des Ortes. Sie ist Teil seiner Geschichte und sie kann selbst Geschichten erzählen: Über die Menschen, die diese Kirche erbaut haben und mit ihr gelebt haben, woran sie geglaubt, worüber sie sich gefreut und wovor sie sich gefürchtet haben. Und heute ist sie noch oft genug ein zentraler Ort im Leben der Menschen, ein Raum, in dem sie zusammenkommen, um zu singen und zu beten, aber auch, um zu feiern und zu arbeiten, um miteinander zu reden und sich für eine gemeinsame Sache einzusetzen.

Die Kirche im Dorf: das ist ein Baudenkmal und ein geschichtliches Dokument, ein Kunstwerk und ein Versammlungsraum, ein spiritueller Ort und ein wichtiges Element regionaler Identität.

Grund genug, nicht einfach daran vorbeizufahren. Gehen Sie hinein! Sie werden wunderschöne und ungewöhnliche Kunstwerke entdecken,

Andrea Bachmann



geheimnisvolle Geschichten erfahren, den Alltag und den Sonntag vergangener Zeiten kennen lernen und die Kirche als Lebensraum wahrnehmen. Immer ist die Kirche auch ein Ort, an dem das Leben langsamer zu fließen scheint, an dem man Kraft schöpfen und zur Ruhe kommen kann.

Ich habe in Tübingen studiert und lebe mit meinen vier Kindern im Herzen der Tübinger Altstadt. Vor zwölf Jahren habe ich angefangen, als Gästeführerin zu arbeiten, mittlerweile habe ich Tübingen und die Region zu meinem Beruf gemacht: Mit Stadtführungen und Exkursionen, Ausstellungen und Texten mache ich auf Sehenswertes, Merkwürdiges und Bedenkliches in Stadt und Land aufmerksam, schreibe Geschichten zur Geschichte und über die Freude am langsamen Reisen: zu Fuß oder mit dem Fahrrad, mit den Füßen am Boden und dem Kopf in den Wolken.

Immer wieder unternehme ich auch religiöse Reisen durch das Land zwischen Neckar und Bodensee: Ich wandere auf Jakobswegen, radel durch wunderschöne geistliche Landschaften voller Klöster und Kapellen und begeben mich so in die Tradition des wandernden Gottesvolkes, allein, mit meinen Kindern oder in einer Gruppe, die ich auf ihrem Weg begleite. Der Pilgerweg als sportliches, kulturelles und spirituelles Erlebnis ist für mich eine schöne Möglichkeit der Verbundenheit mit Gott.

Für dieses Buch habe ich mich mit dem Fahrrad auf den Weg gemacht und über zwanzig Gotteshäuser zwischen Rottenburg und Reutlingen aufgesucht. Von der Wurmlinger Kapelle bis zur Baisinger Synagoge, von der Belsener Bergkirche bis zur neuen Mössinger Marienkirche reicht der Querschnitt durch eine ganz besondere Glaubenslandschaft. Begleiten Sie mich!

Andrea Bachmann
November 2010

Einführung

„Wo zwei oder drei in Meinem Namen versammelt sind ...“

Eine Kirche ist nicht schon dann eine Kirche, wenn sie fertig gestellt und eingeweiht ist. Eine Kirche wird eine Kirche mit jedem Kind, das darin getauft wird, mit jedem Gebet, das darin gesprochen wird, mit jedem Toten, der darin beweint wird. Der Raum redet zu mir und erzählt mir die Geschichte meiner toten und meiner lebenden Geschwister. Und so baut er an meinen Wünschen und an meinen Lebensvisionen.“

Fulbert Steffensky

Die Dorfkirche – mehr als eine kleine Kirche

Die „Kirche im Dorf“ ist fast schon ein Synonym für beschauliche Beständigkeit und bewahrte Tradition. Ein idyllischer Ort, in dem sich sonntags die Gemeinde versammelt, in dem der Reisende Ruhe findet. Die schönen alten Dorf- und Bauernkirchen sind wie kaum ein anderes Gebäude im ländlichen Raum zu einem Symbol für eine intakte Vergangenheit und eine unversehrte Heimat geworden. Mit dem Gotteshaus, das bestenfalls in der Ortsmitte zu finden und schon von weitem an seinem Turm zu erkennen ist, verbindet man schnell ein romantisches Ideal bäuerlicher oder zumindest ländlicher Lebensqualität. Aber eine Dorfkirche ist mehr als die Kulisse für die Sehnsucht von Stadtmenschen nach einem überschaubaren, sicheren Lebensraum.

Eine Kirche stellt in der Welt eine besondere Wirklichkeit dar. Sie ist mehr als ein Baudenkmal oder ein architektonisches Kunstwerk. Sie ist ein Ort, in dem sich Menschen in vergangener und heutiger Zeit versammeln, um gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Sie ist zentrales Zeichen dieser Gemeinschaft, sie hinterlässt sichtbare historische Spuren und gibt den Gläubigen die Möglichkeit, sich mit ihr zu identifizieren. Eine Kirche ist ein sakraler Raum, ein heiliger Bezirk. Und zwar jede Kirche, die romanische Kapelle mit ihrer geheimnisvollen Krypta ebenso wie der

Sichtbetonbau der 70er-Jahre. Immer handelt es sich um ein Haus, von dem eine bestimmte Kraft ausgeht, nicht die Leistungen und Erfolge der Menschen, sondern die Kraft Gottes, die Schwache stark und Ängstliche mutig macht, Verfolgte schützt oder Suchenden Orientierung geben kann.

Kirchen spiegeln die Glaubensvorstellungen und das Lebensgefühl der Menschen wider, die sie erbaut haben, die sie nutzten und im Lauf der Jahre auch immer wieder verändert haben. Auf dem Land ist das Leben anders als in der Stadt, ein Dorf hat nicht einfach nur weniger Einwohner und weniger Häuser, auch die Sozialstruktur, die Wertesysteme, der Lebensstil sind andere. Dorfbewohner sind sicherlich nicht gläubiger als Städter, aber zumindest bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren Religion und Gesellschaft auf dem Land besonders eng miteinander verknüpft. Das alljährliche Kirchweihfest war gleichzeitig Messe und Jahrmarkt, Kirchenglocken riefen nicht nur zum Gebet, sondern strukturierten den Tagesablauf, die Sitzordnung in der Kirche entsprach häufig der sozialen Hierarchie im Ort. Die Kirche war zuständig für die Bewältigung lebensweltlicher Übergänge, die Konfirmation markierte den Eintritt ins Erwachsenenleben, die Hochzeit bedeutete die Gründung eines eigenen Hausstandes.

Diese Symbiose von Religion und ländlicher Lebenswelt beeinflusst natürlich auch die Kirche im Dorf. Sie ist nicht nur ein spirituelles, sondern auch immer ein soziales Zentrum, in dem oft liturgische und profane Bedürfnisse der Bevölkerung miteinander verbunden werden. Deshalb sind Dorfkirchen oft sehr zweckmäßig: der Dachboden wird als Lagerraum genutzt, Turm und Sakristei dienten in Kriegszeiten als Schutzräume und Befestigungsanlagen, der Kirchturm ist weithin sichtbar und schafft nicht nur eine Verbindung zwischen Himmel und Erde, sondern hat mit seiner allen Dorfbewohnern bekannten Form auch eine identitätsstiftende Funktion.

Eine Dorfkirche ist nicht nur eine kleinere, schlichtere Ausgabe einer Stadtkirche, sondern eine eigenständige Form des Sakralbaus.

Auch die Innenausstattung einer Kirche auf dem Dorf unterscheidet sich häufig von einer Kirche in der Stadt. Viele Ausstattungsstücke sind eng mit der ländlichen Lebenswelt verbunden. In katholischen Kirchen auf dem Land ist das Heiligenpersonal ein anderes als das in der Stadt.

In vielen Kirchen findet man eine Anna Selbdritt: Die heilige Anna wird zusammen mit ihrer Tochter Maria und ihrem Enkel Jesus Christus dargestellt. Das Leben auf dem Land war nahezu unvorstellbar ohne den Rückhalt einer großen Familie. Mit seiner Großmutter Anna wird Jesus' ganze Familie in den Blick genommen: Selbst Gottes Sohn war eingebettet in familiäre Strukturen, hat Eltern und Großeltern. In Gegenden, wo der Weinanbau eine Rolle spielte, wird der heilige Urban, der Schutzpatron der Weingärtner, besonders verehrt. Und in kaum einer Dorfkirche fehlt der heilige Wendelin, der als Patron der Hirten und Herden, Schäfer, Bauern und des Viehs für passendes Wetter und eine gute Ernte sorgt. Er ist der Bauernheilige par excellence.

Sondelfingen St. Stephanus



Vor und nach der Reformation

Die ersten Kirchen entstanden in der Region zwischen Neckar und Alb im 6. und 7. Jahrhundert, als irische und schottische Wandermönche durch die Gegend zogen, um den Menschen die Frohe Botschaft zu verkünden. Die kleinen Gotteshäuser wurden oft an derselben Stelle gebaut, an der sich zuvor die heidnische Kultstätte befunden hatte.

Ende des 10. Jahrhunderts machte Otto I. die Kirche zur Hauptstütze seines Reiches. Er und seine Nachfolger übertrugen Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten wichtige Staatsämter und gaben ihnen Reichs- und Königsgut als Lehen. Die Kirchenmänner kamen aus wichtigen Familien, waren äußerst gebildet und für Verwaltungsaufgaben besser geeignet als die Kriegsherren des Hochadels. Zudem kamen die einheitliche Sprache und das einheitliche Recht der Kirche Ottos Vorstellungen von einer zentralen Reichsgewalt nahe.

Nach dem Ende der Stauferkaiser, der Hinrichtung Konradins in Neapel 1268, ist es mit dieser Einheitlichkeit vorbei. Das Reich zerfällt in viele kleine Territorien, hier im Südwesten entsteht ein eigenartiger Flickenteppich, der bis zur napoleonischen „Flurbereinigung“ 1806 Bestand haben wird.

1535 setzte Herzog Ulrich in Württemberg die Reformation durch. Damit war die Region nicht mehr nur territorial völlig zersplittert, sondern auch konfessionell. Zwischen dem protestantischen Württemberg und dem katholischen Habsburg gab es jetzt auch noch katholischen Klosterbesitz oder protestantische Ritterschaften. Die Glaubenslandschaft im deutschen Südwesten war extrem unübersichtlich, Konfessionen wechselten manchmal innerhalb eines Dorfes.

All dies wirkte sich natürlich direkt auf den Kirchenbau aus. Der Einheit des Deutschen Reiches und der Macht der Kirche verdanken wir mit der karolingischen Architektur der Frühromanik zum ersten Mal einen einheitlichen Baustil in ganz Europa. Die mittelalterliche Kirche entwickelte sich aus der spätantiken Basilika, der „Königshalle“.

Die Kirchen sind noch dunkel, mit einem gedrungenen Baukörper und kräftigen Säulen. Erst im 11. Jahrhundert gelingt die Einwölbung der Decke. Nahezu einziger Schmuck sind die Blendarkaden und Bogenläufe der Westportale und das Tympanon, das Bogenfeld über dem

Türsturz. Die Kirchen in Bronnweiler und Belsen, die in diesem Band vorgestellt werden, lassen noch etwas von dieser kraftvollen, mythischen Atmosphäre ahnen.

Immer bessere technische Möglichkeiten und ein verändertes Glaubensverständnis führen dazu, dass die Kirchen heller und höher werden: Der kompakte Bau der Romanik weicht dem steinernen Filigran der Gotik, die Fenster werden größer, die Säulen schlanker. Neue Techniken und verbesserte Werkzeuge, aber auch die Freude an ornamentaler Vielfalt und nicht zuletzt die ausgezeichneten finanziellen Spielräume, vor allem der Klöster, lassen selbst in winzigen Ortschaften in der Region zwischen Neckar und Alb ausgesprochen aufwändig geschmückte gotische Kirchen entstehen.

In Württemberg bedeutete die Reformation einen drastischen Wandel im Umgang mit der bestehenden sakralen Bausubstanz. Natürlich konnte man die teilweise erst wenige Jahre alten Gotteshäuser nicht einfach abreißen. Aber sie wurden mit zum Teil extremen Maßnahmen der neuen Glaubenslehre angepasst. Heiligenbilder und -skulpturen, Altäre und Kirchengereäte verschwanden aus den württembergischen Kirchen. Nur das Wort sollte noch gelten, nichts die Gläubigen von Bibeltext und Predigt ablenken, die sinnliche Gotteserfahrung musste einer intellektuellen weichen. In zahllosen Kirchen griff man zu Pinsel und Farberimer und übertünchte die bunten Fresken, die bis dahin die Wände geschmückt hatten.

Die „Große Kirchenordnung“: Schulpflicht und Sonntagsruhe

Bis 1803 war der Protestantismus in Württemberg Staatskonfession und die evangelische Kirche Teil der Staatsverwaltung. Katholiken war es verboten, sich im Land aufzuhalten, Ämter zu besetzen oder einen katholischen Gottesdienst zu feiern. 1559 erließ der Sohn Herzog Ulrichs, Christoph, die „Große Kirchenordnung“, um die Reformation flächendeckend durchzusetzen. Vor allem auf dem Land war die enge Verzahnung von Staat und Kirche, von bürgerlicher und religiöser Gemeinde spürbar. So konnte man zum Beispiel für weltliche Vergehen mit dem Ausschluss vom Abendmahl bestraft werden, umgekehrt wurde das Fernbleiben vom Gottesdienst mit Geldbußen geahndet.

Ein Nebeneffekt der Großen Kirchenordnung war die Einführung der allgemeinen Schulpflicht für Jungen und Mädchen. Auf diese Weise sollte sichergestellt werden, dass alle württembergischen Untertanen zur „Gottseligkeit“ erzogen wurden. Gleichzeitig war eine gründliche Ausbildung der Bevölkerung in einem Land, das weder über Bodenschätze noch über große Wälder verfügt und dessen Böden schwierig zu bebauen sind, die beste Möglichkeit, für dauerhaften Wohlstand zu sorgen. Unterrichtet wurden die Kinder zwar von weltlichen Lehrern, aber die Kirche kümmerte sich um die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs. Gerade diese bessere Ausbildung führte jedoch dazu, dass immer mehr junge Leute berufliche Perspektiven außerhalb der Landwirtschaft fanden, ihr Dorf verließen und auch zur Kirche ein distanzierteres Verhältnis aufbauten, was sich im 19. Jahrhundert zu einem großen Problem für die Kirche entwickelte.

1635 begann für Württemberg der Dreißigjährige Krieg. Erst 1648, mit dem Westfälischen Frieden, wurde der Herzog von Württemberg wieder in all seine Rechte eingesetzt. Das Land war jedoch verwüstet, die Bevölkerung wurde durch Gewalt, Hunger und Epidemien auf ein Drittel des Vorkriegsstandes dezimiert und sämtliche Wertesysteme und sozialen Konventionen schienen außer Kraft gesetzt.

Um diese chaotischen Zustände zu verbessern führte Herzog Eberhard III. 1642 den sogenannten Kirchenkonvent ein: ein von Bürgermeister und Pfarrer gemeinsam geleitetes kommunales Sittengericht. Verhandelt wurden Vergehen gegen die kirchliche Ordnung oder moralische Vorschriften. Der Konvent konnte Geld- oder Arreststrafen verhängen und war Teil der strafrechtlichen Ordnung. Ein weiteres kirchliches Kontrollorgan war die Scharwache, die sonntags durch die Dörfer patrouillierte und auf die Einhaltung der Feiertagsruhe achtete. Damit war die Institutionalisierung der Verschränkung von kirchlicher und weltlicher Gemeinde komplett.

Überraschenderweise wurde das konfessionelle Durcheinander im deutschen Südwesten trotz des verheerenden Krieges in den darauffolgenden 150 Jahren ganz unkompliziert gehandhabt. Konfessionswechsel waren vor allem lebensweltlich und nicht religiös bedingt. Eine Heirat, ein Umzug oder der Tod eines Elternteils konnten dazu führen, dass jemand das Bekenntnis wechselte: Die Konfession scheint eher ein Mittel gewesen zu sein, durch das man sich mit der Dorfgemeinschaft identifi-

zierte und weniger ein echtes religiöses Bekenntnis. Einige Dorfkirchen, wie zum Beispiel St. Ursula in Oberndorf, wurden eine Zeit lang von beiden Konfessionen genutzt, weil die weiten Wege zur „eigenen“ Kirche der Dorfbevölkerung nicht zuzumuten waren.

Protestantisches Selbstbewusstsein und das Himmelreich des Barock

Nach der Reformation ging es vor allem in den jetzt evangelischen Gebieten in der Sakralarchitektur darum, die vorhandenen Kirchenräume den Erfordernissen des evangelischen Gottesdienstes anzupassen. Die Predigt und damit die Kanzel rückten in den Mittelpunkt des gottesdienstlichen Geschehens, die leer geräumten Chöre und die fehlenden Seitenaltäre ließen die Kirchen wie Versammlungssäle wirken. Typisch wurden hell verputzte Wände mit künstlicher Quaderbemalung, die vor allem zu Beginn des 17. Jahrhunderts als besonders gepflegt und elegant galten. Zu dem nüchternen protestantischen Selbstverständnis passte die in dieser Zeit aufkommende monochrome Grisaillemalerei. Im 17. Jahrhundert stifteten wohlhabende Bürger Wandmalereien wie in Sondelfingen und Pliezhausen oder Emporenbilder wie in Entringen und Weilheim. Kirchenbänke wurden gemietet oder gekauft und mit dem Namen des Besitzers versehen. In einigen Dorfkirchen wurde das vorreformatorische Chorgestühl, das der Geistlichkeit vorbehalten war, jetzt von den örtlichen Honoratioren genutzt. So wird besonders deutlich, wie sehr durch die Große Kirchenordnung und dem mit ihr verbundenen Einfluss der Kirche bürgerliche und religiöse Gemeinde nicht mehr voneinander zu trennen waren.

Bereits kurz nach der Reformation, besonders aber im 17. und 18. Jahrhundert kommt in den evangelischen Kirchen der Brauch auf, Epitaphe zum Gedächtnis an einen oder mehrere Verstorbene einer Familie zu errichten. Hauptsächlich waren sie Pfarrern und ihren Familien gewidmet, aber auch der ansässige Adel oder einflussreiche Bürgerfamilien ließen Epitaphe in den Kirchen aufstellen, so in Wachendorf oder Bichishausen. Diese besondere Art der Gemeinde- und Volksfrömmigkeit trug dazu bei, dass die von den reformatorischen Bilderstürmern leer geräumten Kirchen wieder mit bildlicher Kunst ausgestattet wurden.

Nach den kriegerischen Auseinandersetzungen und Reformationswirren des 16. und 17. Jahrhunderts ging man in der Architektur von Sakralbauten neue Wege. In katholischen Gebieten bewirkte die Gegenreformation einen ungeheuren Aufschwung, dem wir heute einige der schönsten Kirchenbauten des Landes verdanken. Die wieder erstarkte katholische Kirche wollte ihren Einfluss und ihr Ansehen geltend machen und baute zu Stein gewordene Demonstrationen der Überzeugung, die wahre christliche Lehre zu verkünden. Vor allem in Oberschwaben, dem Himmelreich des Barock, schwelgte man in Stuck und Marmor, aber auch in den Dörfern zwischen Rottenburg und Reutlingen sind solche Zeugnisse gegenreformatorischen Selbstbewusstseins zu finden: Zum Beispiel die Kirchen in Hirrlingen und Großengstingen oder die Kapelle auf dem Ammerhof.

Der aufklärerische Gedanke, dass der Mensch in der Lage ist, die Welt zu verändern und zu gestalten ist natürlich auch und besonders auf das Wesen der Architektur anzuwenden. Vor allem für die Sakralarchitektur bedeutete das einen vollständigen Paradigmenwechsel: Hatte man bis dahin eine göttliche Eingebung bei der Entwurfsarbeit vorausgesetzt oder zumindest vermutet, wird der Kirchenbau jetzt als Ergebnis rein menschlicher Baukunst angesehen. Die Vernunft und Rationalität, das geistige Instrumentarium der Moderne, veränderte auch die Architektur und wurde zur Grundlage einer neuen vereinheitlichenden Architektursprache. Die Diskussion um den „richtigen“ Kirchenbaustil wird seitdem bis heute geführt.

Eine neue Glaubenslandschaft

1806 entstand auf Betreiben des französischen Kaisers Napoleon Bonaparte aus dem Herzogtum Württemberg das Königreich Württemberg. Durch den Frieden von Pressburg war das ursprüngliche, altwürttembergische Gebiet um fast das Doppelte seiner Größe erweitert worden.

Gleichzeitig bedeutete die Verabschiedung des sogenannten Reichsdeputationshauptschlusses eine völlige Neustrukturierung aller Verwaltungsebenen und der Kirchenhoheit. Alle geistlichen Herrschaften und Klöster, alle Reichsstädte, Fürstentümer, Grafschaften, Ritterschaften, Deutschorden und Johanniterorden wurden aufgelöst. Die katholi-

sche Kirche wurde ihrer weltlichen Herrschaft enthoben, das System der Reichskirche wurde zerschlagen und die evangelische Kirche verlor ihr Monopol und wurde mit der katholischen Kirche gleichgestellt.

Jetzt war die Kirche im deutschen Südwesten unabhängig von sozialen und politischen Strukturen, was ideologische und strukturelle Erneuerungen möglich werden ließ. Die Trennung von Staat und Kirche und die neue Religionsfreiheit bedeutete auch die Trennung von bürgerlicher und religiöser Gemeinde. Hauptakteure dieses tief greifenden gesellschaftlichen Wandels waren vor allem die Dörfer: In den vorindustriellen ländlichen Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts ist das wechselseitige Verhältnis von Religion und Gesellschaft noch offensichtlich. Aber im Laufe des Jahrhunderts differenzierten sich die Bedürfnisse der Dorfgemeinschaft immer mehr aus und die Kirchen mussten neue Formen religiöser Praxis entwickeln, wenn sie den Kontakt zu den Gläubigen nicht verlieren wollten.

In Württemberg fand die Industrialisierung im europäischen Vergleich verspätet und dezentral statt und wurde dominiert von der Textilindustrie, die mit viel Heimarbeit und Nebenerwerbslandwirtschaft verbunden war. Das bedeutete, dass Württemberg sehr lange ausgesprochen agrarisch geprägt blieb. Andererseits fanden viele Jugendliche Arbeit in der Stadt und gewannen dadurch eine Selbstständigkeit, die das klassische Autoritätsverhältnis in Frage stellte. Für die Kirchen bedeutete das eine besondere Herausforderung: Die Formen der Integration gerade der jungen Leute in die religiöse Wissens- und Wertegemeinschaft mussten neuen sozialen Lagen und veränderten Bedürfnissen gerecht werden.

Innerhalb der evangelischen Kirche kam es vor allem in den traditionell dörflichen Sozialschichten der Bauern und Handwerker zu einer immer individuelleren Religiosität, nachdem die überlieferte Glaubenspraxis ihren staatlich verbürgten Pflichtcharakter verloren hatte. In Württemberg haben im 19. Jahrhundert pietistische Privatversammlungen großen Zulauf. Ähnlich wie die katholischen Bruderschaften fragen auch sie intensiver nach christlichen Formen der Daseinserklärung und Lebensbewältigung und nehmen sich innerhalb der Dorfgemeinschaft gerne als religiöse Elite wahr. Der Pietismus präsentierte sich als innerkirchliche Reformbewegung, die dem Gläubigen ein Programm der individuellen Erbauung anbot.

Alles in allem bedeutete die Neustrukturierung der württembergischen Glaubenslandschaft und der gesellschaftliche Wandel des 19. Jahrhunderts für die Kirche im Dorf eine Krise, aber auch eine Chance. Dieser Strukturwandel ist im Kirchenbau des 19. Jahrhunderts besonders spürbar, vor allem, weil im Zusammenhang mit der Neugliederung auch der Bedarf an kirchlichen Neubauten stieg: Zum einen benötigte man neue Kirchen für die jeweils andere Konfession, zum anderen entstanden aufgrund des Bevölkerungswachstums zahlreiche neue Pfarreien, die ebenfalls neue Kirchen brauchten. Aber auch die bestehenden Gotteshäuser mussten der veränderten Situation angepasst werden. Deshalb ist gerade das Jahrhundert, dem man lange Zeit nachgesagt hat, es hätte außer Nachahmungen nichts Nennenswertes hervorgebracht, für die Sakralarchitektur besonders interessant. Kirchen werden jetzt immer weniger allein zum Ruhme Gottes gebaut oder um die Macht der Kirche zu demonstrieren, sondern für die Menschen, die sich dort versammeln, um Gottesdienst zu feiern.

Die „Normalkirche“: neugotisch und historistisch

Wie sollte eine „richtige“ Kirche aussehen? Trotz konfessioneller Unterschiede suchte man einen einheitlichen Baustil und so kam weder eine Weiterentwicklung der barocken Prachtbauten der Gegenreformation noch der puristischen Versammlungsräume der Aufklärung in Frage. In der katholischen Kirche rückte die Predigt im 19. Jahrhundert wieder stärker ins Blickfeld, in den evangelischen Kirchen fand man immer mehr zu der durch die Reformation verlorenen Bildlichkeit und zu einer Resakralisierung des Kirchenraums zurück.

Vielleicht ist es all den sozialen, politischen und technischen Umbrüchen des 19. Jahrhunderts zu verdanken, dass die Vergangenheit und hier vor allem das Mittelalter, ins Blickfeld der Kultur gerät. Die Romantik ist eine Abkehr von Aufklärung und Vernunftglauben, eine Hinwendung zum Mittelalter und zur altdeutschen Kunst, man sucht überall „Historisches“ und „Poetisches“, auch in der Architektur. In Deutschland wird die Gotik zur patriotischen Architektur schlechthin stilisiert und auch nachdem sich die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass die Gotik keineswegs deutschen Ursprungs sei, blieb sie zumindest als genuin „christ-

licher“ Stil en vogue. Angeblich berührte sie das Gemüt auf besondere Weise, gab frommere Gedanken ein und lud zur Betrachtung des künftigen Lebens mehr ein, als jeder andere Baustil es bisher vermocht hatte.

Historismus, eine Bauweise, die versucht, die Stile verschiedener Epochen miteinander zu kombinieren, und Neugotik wurden besonders durch zwei Architekten gefördert, die intensiv am Kirchenbau im neuen Königreich beteiligt waren: Christian Friedrich von Leins und sein Schüler Heinrich Dolmetsch. Beide haben in der württembergischen Kirchenlandschaft deutliche Spuren hinterlassen.

Der 1814 geborene Christian Friedrich von Leins hatte in Stuttgart Architektur studiert. Nachdem er dort die Villa Berg, die zeitweilige Residenz des württembergischen Königspaares, im Stil der italienischen Renaissance gebaut hatte, wurde für ihn jedoch der Kirchenbau zur Hauptaufgabe. Von Leins war an über hundert Kirchenneu- und umbauten, an Restaurierungen und Beratungen in Kirchenbaufragen beteiligt und nahm so maßgeblichen Einfluss auf den Kirchenbau im Südwesten. In seinen Bauten versuchte von Leins, Schönheit, Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit miteinander zu verbinden.

Ab 1850 trat der Kirchenbau in Württemberg durch das Ablösungsgesetz in eine neue Phase. Von diesem Jahr an mussten die Kirchengemeinden selbst die Baulasten tragen. Die Diskussion um den „richtigen“ Kirchenstil wurde jetzt um die Frage erweitert, wie eine kostengünstige „Normalkirche“ aussehen könnte. 1861 verabschiedete man auf einer evangelischen Kirchenkonferenz in Eisenach das sogenannte „Eisenacher Regulativ“: In 16 Thesen wurden Festlegungen und Empfehlungen



Der heilige Wendelin beschützt das Vieh

gen dokumentiert, die die Beliebigkeit von Form und Material im Kirchenbau einschränken sollten. So sollte zum Beispiel darauf verzichtet werden, Holz wie Marmor aussehen zu lassen, der Grundriss sollte möglichst rechteckig sein und auch bei evangelischen Kirchen sollte nicht auf einen Chor verzichtet werden. Der gotische Stil wurde als „richtiger“ angesehen. Ein besonders charakteristisches Beispiel für diesen Baustil ist die von Leins gebaute Martinskirche in Ohmenhausen bei Reutlingen.

Heinrich Dolmetsch wird versuchen, die neugotische Architektur in die Moderne zu führen. Der Schüler von Christian Friedrich von Leins widmete sich dem Bau, Ausbau und der Restaurierung von mehr als sechzig Kirchenbauten in Württemberg. Auch er verpflichtete sich dem Historismus und kombinierte Stilelemente vergangener Kunstepochen. Der größte Teil der von ihm benutzten Dekorationsformen ist der Gotik entnommen, aber auch Elemente aus der Romanik, der Renaissance und des Barock wurden von ihm verwendet. Hin und wieder lassen sich Anleihen aus der japanischen und orientalischen Kunst erkennen. Das Ornament wird für ihn zum Stilträger. Kunsthandwerklich begabt, entwirft er jedes Detail selbst, nicht nur den Baukörper, sondern auch Elemente der Innenarchitektur, der Verglasung und der Ausstattung bis hin zum Bucheinband oder Abendmahlskelch. Sein Ideal ist das Gesamtkunstwerk, in dem historische Stilelemente die Grundlage für eine eigene und zeitgemäße Formensprache bilden.

Leider wurde der Historismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts oft als Kitsch angesehen, der keinen künstlerischen Wert besaß. Deshalb wurden viele von Dolmetschs Kirchenbauten vor allem in den 50er-Jahren „modernisiert“, dabei wurden Ornamente und Verzierungen entfernt oder verkleidet, Bemalungen abgelautet oder überstrichen.

In den letzten Jahren hat man begonnen, den Historismus als eigenständige Epoche wahrzunehmen und Bauten aus dieser Zeit wieder zu entdecken. Der vor allem bei Heinrich Dolmetsch gelungene Ausgleich zwischen Kunst, Handwerk und Industrie fand wieder eine gewisse Beachtung und bei Renovierungsmaßnahmen der späten 80er- und 90er-Jahre wurde häufig versucht, den von Dolmetsch entworfenen Zustand wiederherzustellen, wie zum Beispiel in der Johanneskirche in Wannweil.

Lebendig und kräftig und schärfer

Die Kirche hört im 20. Jahrhundert auf, selbstverständlicher Bestandteil des Alltags zu sein. Gleichzeitig verändern sich die Dörfer. Immer weniger Menschen arbeiten in der Landwirtschaft. Ab der zweiten Jahrhunderthälfte wird immer mehr landwirtschaftliche Nutzfläche in Bauland umgewandelt, auf dem sich junge Familien den Traum vom Eigenheim erfüllen. Das Dorf entwickelt sich vom Lebensraum zum Wohnort. Die Dorfbewohner gehören schon längst nicht mehr alle derselben Konfession oder auch nur Religion an: Die Kirche im Dorf hat aufgehört, der soziale und religiöse Bezugspunkt der gesamten Dorfgemeinschaft zu sein.

Das bedeutet aber nicht, dass die Kirchen jetzt leer stehen und nur noch als reine Baudenkmäler an vergangene Zeiten erinnern. In vielen Dörfern in der Region gibt es ausgesprochen aktive Gemeinden, evangelische wie katholische, für die die Kirche im Dorf ein wichtiger sozialer Bezugspunkt geblieben oder sogar geworden ist. Allerdings hat sich die Art und Weise, mit der man seine Verbundenheit und sein Engagement ausdrückt, im Lauf der letzten Jahrzehnte grundlegend gewandelt. Die Kirche im Dorf ist jünger geworden, politischer und offener. „Wir gehen viel raus“ war die Antwort eines Gemeindepfarrers auf die Frage, ob es in seiner Gemeinde ein „Alleinstellungsmerkmal“ geben würde und ein anderer war der Meinung: „Unser größter Kirchenschatz, das ist das Engagement der jungen Familien“. Auch werden neue Formen spirituellen Lebens gesucht und ausprobiert: Ungewöhnliche Gottesdienste an ungewöhnlichen Orten, Fastengruppen und Pilgerreisen, aber auch die Aktion „Offene Kirche“ oder die immer häufiger in Kirchen ausgelegten Anliegenbücher für Bitten und Gebete. In manchen Gemeinden identifizieren sich die Menschen vor allem mit dem Gebäude selbst: „Sonntags sitzen höchstens ein Dutzend alte Frauen in den Bänken, aber wenn es darum geht, die Kirchenwände zu streichen, dann kommen plötzlich Leute, die haben wir noch nie in der Kirche gesehen“ erzählt der Pastoralreferent einer kleinen katholischen Vorortkirche. Das alles zeigt, dass es die Kirche im Dorf nach wie vor gibt und dass das Wichtigste an dieser Kirche nicht unbedingt das Bauwerk ist, so schön es auch immer sein mag, sondern die Menschen, die in ihm eine Gemeinschaft in Christi Namen bilden: „Lebendig und kräftig und schärfer“. (Hebr.4, 12)



Zwischen Hemmendorf und Bad Niedernau

Das Ende der Allianz von Thron und Altar bedeutete auch das Ende des Historismus und in den Jahren zwischen 1920 und 1950 kam der Kirchenbau wegen der desolaten wirtschaftlichen Verhältnisse und dem Zweiten Weltkrieg zum Erliegen. In der Nachkriegszeit wurden Innenrenovierungen vorgenommen, die in den evangelischen Kirchen des Landes manchmal einem regelrechten Bildersturm gleichkamen. Nach den Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus war man nur allzu schnell bereit, regionale Besonderheiten als unangemessene Heimattümelei zu verdächtigen. Der Historismus mit seiner Lust am Ornament und am Zitat fand ebenso wenig Gnade wie das „Bauernbarock“ des 18. Jahrhunderts. Nur das Mittelalter und die sogenannte „Hochkunst“ schienen der Erhaltung wert zu sein. Dazu kam in den 60er-Jahren die Forderung, Kirchenräume hätten vor allem schlicht zu sein. Nichts sollte von der Konzentration auf das Wesentliche ablenken, keinesfalls durfte die Kirche „überladen“ wirken. Ging es nur darum, eine Kirche zu renovieren, so wurden nahezu alle auch nur halbwegs entbehrlichen Ausstattungsgegenstände entfernt und die Wände weiß getüncht. Für Neubauten war oft wirklich nur wenig Geld vorhanden, aber häufig führte die politische Korrektheit auch dazu, dass man so preiswert wie möglich zu bauen versuchte, um die Gelder in die Entwicklungshilfe zu stecken. Diese sicherlich lobenswerte Einstel-

lung lässt manche Sakralbauten der 60er-Jahre den Charme einer Baustoffhandlung versprühen.

Mittlerweile geht man bei Kirchenrenovierungen behutsamer vor. Der Kirchenbau wird nicht mehr in erster Linie als Kunstwerk begriffen, das es möglichst unversehrt und originalgetreu zu erhalten gilt, sondern als historisches Dokument, in dem Gläubige im Laufe der Jahrhunderte ihre Spuren hinterlassen haben.

Die meisten Kirchenneubauten in der Region sind in den 60er- und 70er-Jahren entstanden. In der Nachkriegszeit kamen viele Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten in die Region und ein wenig später bauten immer mehr junge Familien, die in der regionalen Industrie Arbeit gefunden hatten, ihr Eigenheim in den Vororten der Städte. Viele dieser Menschen gehörten der jeweils anderen Konfession an und so wurde es bald nötig, diesen neu gewachsenen Gemeinden Gotteshäuser zu bauen. In den letzten Jahren sind nur noch wenige richtige Neubauten dazugekommen, Mariä Himmelfahrt in Mössingen ist 1996 erbaut worden und damit die jüngste Kirche in der Region zwischen Neckar und Alb. Allerdings sind die vielen Kirchen der Nachkriegszeit mittlerweile renovierungsbedürftig und so sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe interessanter Neuinterpretationen dieser Räume entstanden, die nicht nur einem zeitgemäßen Gemeinde- und Liturgieverständnis Rechnung tragen, sondern auch dem Bedürfnis nach einem ästhetisch ansprechenden, festlichen Rahmen. In der Pfarrkirche Zu Unserer Lieben Frau in Eningen unter Achalm ist eine solche Neugestaltung ausgesprochen gelungen.

Jede Kirche, die in diesem Buch vorgestellt wird, hat im Laufe ihres Lebens immer wieder solche Neugestaltungen erfahren. Manchmal finden wir sie schön, angemessen und gelungen, manchmal stehen uns die Haare zu Berge. Immer verraten uns die Renovierungsmaßnahmen aber etwas über die Art und Weise, wie die Menschen, die vor uns in diesen Kirchen beteten, geglaubt haben und ihrem Glauben Ausdruck verliehen haben. Das mag der Skepsis angesichts knallbunter Emporenmalereien oder kühlem Sichtbeton, lieblicher Lourdes-Madonnen oder einem abstrakten Kreuzifix etwas entgegenwirken und motivieren, sich auf jeden Kirchenraum unbefangen einzulassen: Er erzählt von den Menschen, die sich in ihm zur Gemeinde zusammengefunden haben.

Orte des Glaubens erleben

In diesem Buch werden 26 Sakralbauten in dem Gebiet zwischen Neckar und Alb, Rottenburg und Reutlingen vorgestellt, 13 sind evangelisch, 13 katholisch. In zweien finden Gottesdienste nur noch zu besonderen Anlässen statt. Alle gehören sie entweder zu den Kirchenbezirken Tübingen und Reutlingen oder zu den Dekanaten Rottenburg und Reutlingen-Zwiefalten. Bei allen Darstellungen handelt es sich um Porträts, nicht um Einträge in ein Lexikon. Eine vollständige Auflistung zum Beispiel aller in der Kirche befindlichen Kunstgegenstände wird man ebenso vergeblich suchen wie eine einheitliche Gliederung der Kapitel. Aber jede dieser Kirchen hat irgendetwas Besonderes. Manchmal ist es die Kunst, manchmal eine besondere Geschichte und manchmal ist das Wichtigste an einer Kirche die Gemeinde, für die sie der Mittelpunkt ist. Zudem erlaubt das Porträt auch eine gewisse Subjektivität. Die Auswahl erfolgte dementsprechend nach relativ zufälligen Kriterien und versucht einen möglichst vielfältigen Querschnitt durch den Sakralbau in der Region zu zeigen. Von der Wurmlinger Kapelle, die schon wegen ihrer einzigartigen Lage zum Wahrzeichen des Landkreises Tübingen geworden ist bis zur kleinen evangelischen Pfarrkirche in einem Reutlinger Vorort, von der romanischen Bergkapelle in Belsen bis zum Neubau in Mössingen reicht das Spektrum. Auch der Begriff „Dorfkirche“ wird weit gefasst: Manchmal hat sich der Ort, in dem die Kirche steht, schon längst zur Stadt weiterentwickelt, manchmal gehörte die Kirche zu einem Kloster und war keine eigenständige Pfarrkirche. Wichtig war immer der persönliche Kontakt zu den Pfarrerinnen und Pfarrern, Mesnerinnen und Mesnern, Pastoralreferentinnen und Kirchengemeinderäten. Die einzelnen Kirchenporträts basieren im Wesentlichen auf dem, was diese Menschen in „ihren“ Kirchen gezeigt und erzählt haben. So entsteht das bunte und vielfältige Bild einer Frömmigkeitslandschaft, die geprägt ist durch eine ungewöhnliche Kirchengeschichte, durch die Veränderung des ländlichen Raums im Laufe der Jahrhunderte und vor allem durch die Menschen, die diese Landschaft gestaltet haben.

Es ist durchaus möglich, dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite auf der Wohnzimmercouch zu lesen. Aber natürlich möchte es einladen und motivieren, sich auf diese Orte des Glaubens einzulassen. Die

könnte man natürlich alle mit dem PKW abfahren. Vielleicht kommt man auf dem Weg zur Arbeit oder in die Stadt sowieso daran vorbei: dann lohnt es sich, anzuhalten und einmal in eine der Kirchen hineinzugehen, deren Türme schon von weitem zu sehen sind. Sicherlich lohnt ein Abstecher auf dem Sonntagsausflug oder der Einkaufstour.

Schöner ist es jedoch, diese Orte zum Ziel einer ganz persönlichen Pilgertour zu machen, sich auf die religiöse Reise einzulassen, den Weg und das Ziel miteinander in Einklang zu bringen. Religion und Reisen haben eine lange gemeinsame Tradition: Menschen machen sich auf den Weg, um Gott, den Mitmenschen und sich selbst neu zu begegnen. Diese Erfahrung macht man allerdings nur schwer im Auto, das uns zwar schnell von Ort zu Ort bringt, den Weg als solchen aber weitgehend ignoriert. Die Freude am Unterwegssein, an der Schönheit der Schöpfung und am Entdecken des eigenen Lebens- und Glaubenswegs stellt sich besser und leichter ein, wenn man bereit ist, sich ein bisschen anzustrengen und den Weg zum Ziel zu entschleunigen. Gehen Sie zu Fuß. Oder nehmen Sie das Fahrrad. In der Region gibt es zahllose wunderschöne Rad- und Wanderwege, die selbst zwischen den Industrie- und Gewerbegebieten um Reutlingen herum noch einen kleinen Streifen Grün entdecken lassen. Es ist auch möglich, mehrere Kirchenbesuche auf einer Fahrradtour miteinander zu verbinden. Ein normales Reiserad und eine durchschnittliche Grundkondition reichen dazu völlig aus, selbst der Aufstieg auf die Alb ist mit der nötigen Portion Geduld zu schaffen: Mit der allerkleinsten Übersetzung „treppelt“ man sich Meter um Meter weiter nach oben und lässt das Tal mit all seiner Geschäftigkeit immer weiter unter sich. Es lässt sich Abstand gewinnen mit dieser langsamen Art der Fortbewegung. Sie schult das Gespür für Entfernungen, nicht nur für die geographischen sondern auch für die, die wir zwischen uns und die Welt gelegt haben oder zwischen uns und Gott. Nach einer solchen Reise eine Kirche zu betreten, müde und verschwitzt, den Fahrtwind noch im Gesicht, vermittelt wirklich das Gefühl, unterwegs zu sein, zu reisen wie die irischen Wandermönche, für die es Heimat allein im Himmel geben konnte.